



Kantonsschule Hottingen

Wirtschaftsgymnasium
Handels- und Informatikmittelschule

Weiter
geht's!



**Wie wir uns immer neu
der aktuellen Situation anpassen
& dabei den Mut nicht verlieren**

In dieser Ausgabe



Interview
**Aktenzeichen
XY... gelöst!**

4—5



Kolumne
**Dein Freund
und Helfer**

16—17



Sprachbetrachtung
**Das Französisch
der Westschweiz**

6—7



Poems
**A poetry
project**

18—19



Schüleraufsatz I
**Mein Lieblingsort
und ich**

10—11



Spass mit Zahlen
Neutralität

20—21

Praktikumsjahr	08—09
Bildnerisches Gestalten	12—13
Deutschunterricht	14—15
Schüleraufsatz II	22
Wort des Rektors	23
Öko-logisch!	24
Agenda	24

Redaktion
Sandra Nussbaumer
Barbara Ingold



Weiter geht's!

**Liebe Leserin,
lieber Leser**

von Sandra Nussbaumer

Seit dem Lockdown vor einem Jahr haben wir vier Mal unser Unterrichtssystem umgestellt. Von Präsenz- auf Fernunterricht im Frühjahr, dann Halbklassenunterricht bis zu den Sommerferien, mit dem Start ins neue Schuljahr wieder Präsenzunterricht mit fester Sitzordnung, etwas später folgte ergänzend die Maskenpflicht, und aktuell ist der Unterricht in einer Art Hybridform organisiert, in der die Schülerinnen und Schüler abwechselnd in der Schule und zuhause unterrichtet werden beziehungsweise arbeiten. Diese Wechsel fordern von allen Beteiligten ein hohes Mass an Flexibilität, von den Lehrpersonen eine generalstabsmässige Planung und kreative Ideen und von den Schülerinnen und Schülern sehr viel mehr Eigenverantwortung, als sie es sich gewohnt sind. Insgesamt aber gelingt es uns wirklich gut, uns auf immer neue Szenarien einzustellen, das Unterrichtssetting entsprechend anzupassen und die Inhalte auf dasselbe abzustimmen. Die schlaflosen Nächte aufgrund der Sorge um die Einhaltung des Lehrplans sind weniger geworden und das digitale Neuland erkunden wir unerschrocken und neugierig. Auch die Schülerinnen und Schüler machen das Bestmögliche aus der Situation. Sie sind unaufgeregt pragmatisch und haben eine bemerkenswerte Geduld.

Auch wenn der Unterricht in mehr oder weniger geregelten Bahnen verläuft, hinterlassen die Corona-Massnahmen Spuren. Wir müssen auf vieles verzichten, was Schule und Unterricht ausmacht. Die Kontakte sind stark eingeschränkt, die Kommunikation

ebenfalls. Es fehlt die soziale Interaktion, der gewohnte Austausch im persönlichen Gespräch mit der nötigen Nähe, mit Ausdruck und Mimik, klarer Artikulation. Weil sich Gruppen- und Projektarbeiten aufgrund der festen Sitzordnung schlechter realisieren lassen, wird der Unterricht meist frontal abgehalten. Und spezielle Unterrichtsgefässe oder Veranstaltungen sind auf ein Minimum reduziert, finden entweder gar nicht statt oder in anderer Form, das heisst meist im virtuellen Raum. Schliesslich spielt sich auch das Leben in der Schule in wesentlich kleinerem Rahmen ab als früher.

Aufmunternde Durchhalteparolen hat man während des letzten Jahres viele gehört. Vielleicht zu viele, sodass man ihrer schon überdrüssig geworden ist. Doch macht sich langsam, aber sicher eine gewisse Corona-Müdigkeit bemerkbar. Deshalb müssen auch wir uns selbst gegenüber immer mal wieder mit bekräftigenden Worten versichern, dass wir irgendwann zu einer Normalität mit mehr Konstanz werden zurückkehren können. Vielleicht sind wir zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Heftes schon zurück im vollständigen Präsenzunterricht. Und wenn nicht, blicken wir trotzdem optimistisch und hoffnungsvoll nach vorne: Weiter geht's! ●

Aktenzeichen XY... gelöst!

Der ehemalige KSH-Absolvent Alexander Horica erzählt, wie die Sendung «Aktzeichen XY... ungelöst» seinen beruflichen Weg vorbestimmt hat, warum seine Arbeit bei der Kriminalpolizei aber wenig mit Fernsehkrimis zu tun hat.

von Sandra Nussbaumer

Polizist ist ja ein klassischer Traumberuf bei Buben. War das auch bei Ihnen so?

Ja und nein. Ich habe mich schon früh für Kriminalistik interessiert und beispielsweise die Aktzeichen-XY-Sendungen immer ganz aufmerksam verfolgt. Das mache ich übrigens heute noch. Nach der Matura, die ich im Januar 2000 absolviert habe, habe ich allerdings ein Jus-Studium begonnen. Das ist zwar ein verwandtes Gebiet, aber ich hätte auch einen anderen Weg einschlagen können. Dann kam der Militärdienst dazwischen.

Wie ist das zu verstehen?

Ehrlicherweise muss ich zugeben, dass ich zunächst nicht mit Enthusiasmus in die Rekrutenschule eingerückt bin, geschweige denn an ein Weitermachen gedacht habe. Aber ich musste schnell feststellen, dass ich nicht um das Weitermachen kommen würde. Aus diesem Grund unterschrieb ich den Vorschlag für die Unteroffizierschule (UOS), damit ich nicht schon auf den nächsten Lehrgang (nach einem halben Jahr) in das Militär berufen und den Beginn des Studiums verpassen würde. Nach einem Jahr des militärischen Unterbruchs musste ich dann die Unteroffizierschule besuchen und war Monate nicht mehr an der Universität. Das war eine suboptimale Konstellation. Schliesslich habe ich die entscheidende Prüfung nicht bestanden und mit der Juristerei war es erst einmal vorbei.

Wie ging es danach weiter?

In der Folge habe ich mich auf die Militärkarriere konzentriert, hatte ich doch in der Zwischenzeit Gefallen am Militär gefunden. Unteroffizier wollte ich jedoch nicht bleiben, denn ich bin nicht gerne in der «Sandwichposition». Deshalb habe ich die Offizierschule (OS) absolviert, was sehr entscheidend war und mich nachhaltig geprägt hat.

Inwiefern?

Auch wenn ich dem Militär positiv gegenüberstehe, gab es auch negative Erlebnisse, beispielsweise verschiedene Arten von Führung. Mir ist in der OS bewusst geworden, was für eine Führungsperson ich sein möchte. Ich habe immer gesagt, ich möchte so führen, wie ich selbst geführt werden möchte. In meinem Leben habe ich stets versucht, diesem Motto treu zu bleiben, beim Militär, aber auch später bei der Polizei.

Also sind Sie von der Offizierschule direkt zur Polizei gegangen?

Fast. Eigentlich hatte ich vor, an der MILAK zu studieren. Die Militärakademie ist – auch heute noch – der ETH angegliedert. Mit den Restrukturierungen im Zusammenhang mit der «Armee 21» wurde ein neuer Studiengang mit Abschluss in Staatswissenschaften geschaffen. Das hat mich sehr interessiert und ich wurde auch als geeignet eingestuft. Bloss war es so, dass der Bund zu wenig Geld hatte und Sparmassnahmen beschlossen wurden, die die dreijährige Ausbildung nicht mehr finanziert hätten. Mir wurde angeboten, zuerst einmal zwei, drei Jahre als Berufsmilitarist zu arbeiten, doch das war für mich keine Option. Denn ich wollte nicht so lange warten und dem Risiko ausgesetzt sein, dass eventuell doch nichts daraus würde. Trotzdem war das eine Jahr, welches ich an der Kadernschule in Birmensdorf als rechte Hand eines Berufsoffiziers verbringen durfte, sehr lehrreich. Dann kam der Wechsel zur Polizei im Jahre 2005.

Da ist Ihnen die Militärausbildung bestimmt zugutegekommen.

Sie war sicherlich kein Nachteil. (Lacht.) Rückblickend muss ich sagen, dass die Militärausbildung für meinen beruflichen Weg sogar sehr entscheidend war.

... obwohl Sie ursprünglich mit wenig Enthusiasmus ins Militär gingen.

Genau. Heute bin ich allerdings der Meinung, dass es jedem jungen Mann guttut, ins Militär zu gehen. Und jeder jungen Frau natürlich auch! Es gibt nur leider nicht so viele Frauen beim Militär.

Aktuell arbeiten Sie bei der Kriminalpolizei. Braucht man dafür nicht ein Kriminalistikstudium?

Nein. Nach einem Kriminalistikstudium wird man in der Regel Profiler. Profiler werden bei einem ungelösten Fall beigezogen und erstellen beispielsweise ein Psychogramm des Täters, um so die Ermittlungen voranzubringen.

Wie die Ermittler im Fernsehkrimi ...

Na ja, das Bild, das dort von der Polizei und der Polizeiarbeit vermittelt wird, ist natürlich arg verfälscht. Das beginnt beim Übermensch-Kommissar und reicht bis zur Falllösequote. In der Regel dauert es Monate, manchmal Jahre, bis ein grosser Fall gelöst ist.

Kann man als Polizist überhaupt solche Filme schauen?

Das geht schon, wenn man sie der Unterhaltung wegen schaut und bewusst ausblendet, dass das, was man sieht, wenig bis gar nichts mit der Realität zu tun hat.

Wie sind Sie denn zur Kriminalpolizei gekommen?

Da gibt es keine spezifische Ausbildung. Kriminalpolizist wird man allerdings auch nicht einfach so. Es braucht jahrelange Erfahrung an der Front und im Hintergrund, aber auch in der Führung. Man muss sich also hocharbeiten.

Und wo haben Sie diese Erfahrungen gesammelt?

Auch mit der militärischen Ausbildung musste ich bei der Kantonspolizei natürlich ganz unten anfangen. Nach der Ausbildung an der Polizeischule war ich zuerst ein Jahr lang am Zürcher Hauptbahnhof stationiert, denn der zählt zum Kantonsgebiet. Danach hat man verschiedene Möglichkeiten: Man kann entweder zur Verkehrspolizei, als polizeilicher Protokollführer zu den Staatsanwaltschaften Zürich oder auf eine Aussenstation. Ich habe die zweite Möglichkeit gewählt und bin als polizeilicher Protokollführer zur damaligen Staatsanwaltschaft IV (Abteilung Gewaltdelikte) gegangen, die heutige Staatsanwaltschaft I. Dort habe ich während zwei Jahren für eine Staatsanwältin gearbeitet und war zuständig für das Administrative, die Protokolle, Vorladungen etc. Neben der Tatsache, dass diese Aufgaben für jeden Polizisten interessant sind, weil man seine eigene Perspektive um eine wesentliche erweitert, indem man eine andere Seite der Bearbeitung eines Falles kennenlernt, ist dieser Weg ein Muss, wenn man später einmal zur Kriminalpolizei will.

Und das wollten Sie.

Genau. Der Weg verläuft allerdings nicht so direkt. Im Anschluss an die zwei Jahre bei der Staatsanwaltschaft war ich drei Jahre lang auf einer Polizeistation in Zürich stationiert. Anschliessend war ich für fast sieben Jahre am Flughafen Zürich.



Alexander Horica von der Kantonspolizei

Was haben Sie dort gemacht?

Am Flughafen läuft unglaublich viel. Denn man darf nicht vergessen: Der Flughafen ist sozusagen eine eigene Stadt. Noch vor der Coronapandemie hatte man an einem Samstag beispielsweise über 100'000 Passagiere (Sommerferienwochenende). Man kann sich also denken, dass einem dort bestimmt nicht langweilig wird.

Wovon sprechen wir konkret? Diebstähle? Dort tummeln sich sicher viele Taschendiebe ...

Wissen Sie, man hat im Grunde das ganze Spektrum wie in der Stadt auch. Taschendiebe gehören sicherlich dazu.

Aber die erkennt man wahrscheinlich mit der Zeit.

Ja, man entwickelt ein Auge, wenn ich das so sagen darf. Aber die Gegenseite entwickelt ebenfalls ein Auge. (Lacht.) Letztlich ist die Polizei auch am Flughafen für Ordnung und Sicherheit zuständig.

Und vom Flughafen haben Sie schliesslich zur Kriminalpolizei gewechselt?

Richtig. Nach sieben Jahren wollte ich mich weiterentwickeln. Anfang 2018 hatte ich die Möglichkeit, bei der Kriminalpolizei einen einmonatigen Stage zu absolvieren, und Ende 2018 habe ich schliesslich gewechselt. Ich arbeite in der Abteilung für Strukturkriminalität bei den Eigentums- und Vermögensdelikten.

Was für Fälle behandeln Sie da?

In der Regel sind das grosse Ermittlungsverfahren im Bereich der seniorenzentrierten Kriminalität. Ich habe es also mit Enkeltrickbetrüggern oder Leuten, die sich als falsche Polizisten ausgeben, zu tun. Wir sprechen hier von Deliktsummen von mehreren Millionen Schweizer Franken pro Jahr. Ausserdem ist die Dunkelziffer sehr hoch. Und wer jetzt glaubt, wir sprächen hier nur von Leuten über 70, die solchen Betrügern zum Opfer fallen, der irrt. Das Problem betrifft auch jüngere Menschen. Niemand ist gefeit.

Sie sind jetzt seit gut zwei Jahren bei der Kriminalpolizei. Wo sehen Sie sich in fünf oder zehn Jahren?

Im Moment gefällt es mir sehr gut und ich bin gefordert. Doch das ist sicher nicht die Endstation, das ist klar. Ich werde sehen, wo es mich hin verschlägt. Schliesslich hat man bei uns gute Möglichkeiten, sich weiterzuentwickeln. Die Abteilung für Gewaltdelikte würde mich reizen. Da muss man allerdings auch Glück haben. Sie können sich vorstellen, dass diese Abteilung sehr beliebt ist. Da möchten viele hin.

Braucht man als Polizist eigentlich eine besonders belastbare Psyche?

Wenn man bei der Polizei anfängt, muss man sich bewusst sein, dass man gewisse Dinge sieht, die man früher nie gesehen hat, Tote beispielsweise, oder dass man früher oder später in bestimmte Situationen geraten wird. Das war auch bei mir so. Wie man am besten damit umgeht, das muss jeder für sich herausfinden. Bei mir funktioniert Joggen in der Natur sehr gut, um Distanz zur Arbeit zu schaffen und abzuschalten. Es ist auch so, dass, je älter man wird, desto besser einem dies in der Regel gelingt.

Gibt es ein Erlebnis, das Ihnen besonders nahe gegangen ist?

Ein richtig traumatisches Erlebnis habe ich zum Glück noch nie gehabt, aber es gibt genug Dinge, die einem nahe gehen. Wichtig ist, wie gesagt, wie man mit so etwas umgeht. Trotzdem finde ich den Polizeiberuf immer noch einen der spannendsten Berufe. Jeder Tag ist anders, Sie wissen nie, was passieren wird.

Zum Schluss: Welchen Ratschlag würden Sie unseren Schülerinnen und Schülern für ihren beruflichen Weg mitgeben?

Das Wichtigste ist, seinen eigenen Weg zu finden. Oft zeigt sich ja schon früh, wo die Interessen und Begabungen liegen. Man muss nur genau hinsehen.

Stichwort «Aktzeichen XY... ungelöst».

Genau. Hilfreich bei diesem Prozess sind Eltern und gute Freunde, die einen erstens kennen und zweitens unterstützen. Von Berufsberatern halte ich nicht viel. Und dann muss man diesen Weg konsequent verfolgen. Man darf sich von Umwegen, Steinen oder sonstigen Hindernissen nicht beirren lassen, darf aber auch den Mut haben, Dinge auszuprobieren, und vertrauen, dass man schon wieder zurückfindet, wenn man sich mal verirrt. Mein eigener Weg ist ja nicht ganz geradlinig verlaufen, aber im Nachhinein bin ich sehr glücklich, diesen so gegangen zu sein. Sonst hätte ich vieles nicht erlebt, viele Leute nicht kennengelernt. Das möchte ich nicht missen. ●

Das Französisch der Westschweiz, unsere wirkliche zweite Landessprache?

von Martin Strauss

Ja, es gibt nicht nur verschiedene Ausprägungen des Deutschen, sondern auch des Französischen, so dass sich für jeden Romanisten die Frage stellt, welches Französisch an unseren Schulen unterrichtet werden soll: Sicher nicht das stark gefärbte, wunderschön klingende aus dem sonnigen Süden, aber auch nicht die «lupenreine» Version aus der Hauptstadt oder eine der innovativen Versionen der Pariser Banlieue, sondern wohl am ehesten eine helvetische, eine aus der Romandie, die sprachgeschichtlich zum Franko-Provenzalischen gehört, dessen einstiges Zentrum Lyon war und zum Teil noch ist.

Und da wiederum wäre das Französisch der Genfer neben demjenigen der Neuenburger das modellhafteste, weil es einerseits durch die Reformation eine einheitlichere schriftliche Verbreitung fand als dasjenige der meisten anderen Westschweizer Kantone und andererseits auch durch die modernen Medien in aller Ohren ist. Der grosse Spezialist auf diesem Gebiet, André Thibault, seines Zeichens Professor an der Sorbonne, spricht von einer **norme romande de français soigné**. Seitdem die jüngere Generation nur noch genügend Arbeit in den städtischen Zentren fand, ging der **patois** genannte Dialekt im Verlauf der letzten rund hundert Jahre mehr und mehr verloren;

auch der Einfluss der Schule neben demjenigen des Fernsehens und des Radios ist nicht zu unterschätzen. Er spielt dabei eine weit grössere Rolle als der Einfluss der Medien auf das Schweizer Hochdeutsch, das wir, wenn es angebracht ist, sprechen (und zum Teil auch schreiben). Die Differenz zu einem wirklich deutschen Hochdeutsch ist meiner Auffassung nach viel grösser, als wir es uns in der Deutschschweiz bewusst sind. Wie oft kommt es doch vor, dass Freunde aus der Bundesrepublik uns sagen, sie verstünden unseren «Dialekt» erstaunlich gut, obwohl wir längst wäñnten, ein nicht allzu schlechtes «Hochdeutsch» zu sprechen!

Wodurch zeichnet sich nun das in der Romandie gesprochene, an unseren Schulen oft mit viel Engagement gelehrt und gegen gewisse Widerstände gelernte **français suisse romand** – nicht zu verwechseln mit dem berüchtigten, immer wieder zu humoristischen Zwecken verwendeten **français fédéral** – aus? Auf der einen Seite durch die vom Standardfranzösischen leicht abweichende Aussprache, so wird zum Beispiel die feminine Form der Adjektive (auf -a:le) etwas länger ausgesprochen als die maskuline (auf -al) oder es wird statt der letzten

Silbe einer Wortgruppe die zweitletzte betont, was eine nicht zu unterschätzende Abweichung von der sogenannten Norm ergibt. Ferner wird unseren Nachbarn **outré Sarine** nicht unbedingt zu Unrecht nachgesagt, sie sprächen etwas langsamer als gewisse Franzosen, was die Deutschschweizer ja bekanntlich dem Berner Dialekt seit Menschengedenken nachsagen und was nichts Negatives beinhaltet. Im Gegenteil: Damit verbinden gerade Zürcherinnen und Zürcher eine Gemütlichkeit, die ihnen eher abgeht und die sie gerne auch hätten ... Dies gilt offenbar nicht für die Unterwalliser Gegend rund um Martigny: Ich zitiere noch einmal André Thibault, den Autor des DSR (= dictionnaire suisse romand): **Les locuteurs de Martigny présentent en revanche une vitesse d'articulation similaire à celle des Parisiens.**

Auf der anderen Seite gibt es ganz wenige Unterschiede im morphosyntaktischen Bereich, die aber immer wieder Anlass zu heftigen Diskussionen unter Französischlehrkräften geben, sei dies das passé surcomposé (**il a eu travaillé comme un fou** oder **elle a eu été dans une sacrée misère**), oder sei dies die Abfolge der Personalpronomen in Befehlssätzen wie beispielsweise diesen: **redis-me-le** statt **redis-le-moi**. Dabei handelt es sich jedoch um ein Phäno-

men, das bisher noch wenig erforscht ist. Das wohl bekannteste Beispiel ist aber mit Sicherheit **aider à qn. (je lui ai aidé)** statt **aider qn. (je l'ai aidé)**, was schon zu ziemlich roten Köpfen führen kann, wenn sich die Frage stellt, ob dies nun bei unseren Schülerinnen und Schülern als Fehler gewertet werden soll ...

Im Bereich des Wortschatzes gibt es unzählige Abweichungen, mit denen sich aber die wenigsten Schüler schwertun. Dass man statt dem Französischen **mamie** oder **papi** in unserem Land lieber **grand-maman** oder **grand-papa** sagt, stört kaum jemanden und führt auch zu keinen ernsthaften Verständnisschwierigkeiten. Und wenn unsere welschen Freunde von **rösti** oder **knöpfli** sprechen, freut es uns natürlich und wir fühlen uns (fast) wie zuhause. Es fehlt nur noch der zu diesen Gerichten passende Tropfen aus der Romandie und schon ist der Boden für eine eidgenössische Freundschaft geebnet, die bei mir persönlich – dank meiner grossen Liebe – zu einer lebenslangen Beziehung geworden ist: Auf unser aller Wohl also: **Santé!** Immer wieder erstaunen, ja verblüffen wir Schweizer, seien dies West- oder Deutschschweizer, gerade

mit diesem gutgemeinten Ausruf die Franzosen, wenn wir ihn jemandem, der in unserer Nähe niest, nichts Böses ahnend und in voller Laustärke zurufen, denn in unserem westlichen Nachbarnland wird mit diesem Wort nur bei einem Toast in einer feuchtfröhlichen Runde angestossen, wohingegen ein Niesender sich lediglich mit einem **à tes / vos souhaits!** zufriedengeben muss.

Ja, so verschieden wie die Menschen sind, sind auch die Sprachen und ihre unterschiedlichen Varianten, von denen jede nicht nur ihre Existenzberechtigung hat, sondern mit solchen Abweichungen ein nicht unbedeutendes Zeugnis der Vielfalt ablegt, auf die wohl gerade wir Eidgenossen zu Recht auch etwas stolz sind und sein dürfen.

PS: Ein Phänomen habe ich noch vergessen, das Schülerinnen und Schülern immer wieder in die Quere kommt und Lehrkräften Anlass zu Erklärungsversuchen bietet: Warum zählen die Westschweizer anders als die Franzosen? Wäre es nur nach den Römern gegangen, würden auch die Franzosen für 80 **huitante** und nicht **quatre-vingts** sagen, aber da spielten keltische und normannische Einflüsse mit; Normannen und gewisse Kelten, aber auch die Basken zählten (wie die Mayas und Azteken) mit der Basis 20 und nicht mit der uns vertrauten Basis 10 des Dezimalsystems. ●





Sichere Flugnavigation dank Computersoftware aus der Schweiz

Die Programmierer der Lufthansa Systems FlightNav AG in Opfikon gewährleisten auch während der Coronakrise, dass die Flugzeuge sicher in der Luft bleiben.

von Julian Wittmann

Um 9:45 Uhr findet das tägliche Meeting statt. Normalerweise ist die Teambesprechung im grossen Meetingraum im 5. Stock des Bürogebäudes in Opfikon. Aufgrund der Coronakrise und der Home-Office-Regelung ist das Büro komplett verwaist und die Sitzung findet als Video-Call statt.

Die Mitarbeitenden wählen sich von zu Hause über ein Virtual Private Network, auch VPN genannt, ein. Das Netzwerk war am Anfang des Lockdowns teilweise sogar überlastet, da zeitgleich mehrere Entwickler im System und mit den speziellen Tools arbeiten.

Mattia Trottmann ist seit dem 1. September 2020 für die Lufthansa Systems FlightNav AG tätig. Er absolviert eine Ausbildung an der Informatikmittelschule (IMS) Hottingen als

Applikationsentwickler und ist in seinem vierten Jahr, in dem er ein Praktikum macht. Er hat das Praktikum bei Lufthansa Systems gewählt, weil er ein Interesse für Aviatik hat und gerne Back-end-Programme erstellt.

Als Anforderung für diese Stelle benötigt man gute Programmierkenntnisse in C#, JavaScript und .net. Dies sind gängige Programmiersprachen. Aber auch in Englisch muss man sattelfest sein, da in der Airline-Industrie praktisch ausschliesslich Englisch gesprochen wird. Zudem muss man viele Akronyme verstehen,

da in den meisten Programmen Abkürzungen vorkommen. Zum Beispiel L steht für Europa, S für Schweiz und ZH für Zürich. Zusammengefasst steht LSZH für den Flughafen Zürich gemäss dem ICAO (International Civil Aviation Organization) -Code.

Die Haupttätigkeit von Trottmann ist es, neue Funktionalitäten, sogenannte «Features» in einer Software einzubauen, welche Kunden benötigen. Ein weitere Aufgabe ist es, in neuen Software-Programmen Fehler, im Fachjargon «Bugs» oder «Critical Errors» genannt, zu beheben.

Team von neun Personen

Seine Abteilung besteht aus einem Entwicklerteam von sechs Entwicklern, einem Produktowner, einem Produktanalysten und dem Scrummaster. Während der Produktanalyst vorgibt, wie etwas in der Software umgesetzt werden soll, hat die Produktownerin den Kontakt mit den Kunden und ist Hauptverantwortliche. Der Scrummaster ist zuständig dafür, dass dem Team alle notwendigen Tools zur Verfügung stehen.

Der Hauptkunde ist die Lufthansa selbst, aber auch andere Airlines können auf die Navigationssoftware zugreifen und als Kunden genannt werden. Ein Programmierzyklus dauert in der Regel zwei Wochen. Der benötigte Zeitaufwand kann nicht für alle Projekte gleich gut abgeschätzt werden. Um die Deadlines einhalten zu können, sind manchmal sogar Überstunden notwendig.

FOTO: SIMON HAAS

Trotz COVID 19 viel zu tun
Die Brüder Wright bauten 1903 das erste motorisierte Luftfahrzeug, welches von einem Piloten gesteuert wurde. Die Geschichte der Aviatik machte seither eine unbeschreibliche Wachstumsgeschichte. Mit der aktuellen globalen COVID-19-Lage scheint die Branche nun aber in einer nie dagewesenen Krise zu stecken.

Die Lufthansa und die Tochtergesellschaft Swiss stehen aufgrund der Pandemie vor grossen Herausforderungen, denn der Flugverkehr ist teilweise zum Stillstand gekommen. Die Auswirkungen spüren die Programmierer aus Opfikon aber nicht. «Es gibt genug Kunden in der Luft, die auf unsere Dienstleistungen für eine sichere Navigation angewiesen sind.»

Sichere Navigation dank Daten
Mit dem Slogan «We're into IT» positioniert sich die Lufthansa Systems als Experte für digitale Transformation.

Ein Programm, das aus dem Hause Lufthansa System FlightNav kommt, heisst Lido Editor LE++. Damit können die Karten aller Flughäfen einfach bearbeitet werden. Diese werden von der Produktion den Airlines und damit den Piloten zur Verfügung gestellt, damit diese sicher navigieren können. Die Software

«Ich werde als vollwertiges Mitglied von meinen Kollegen angesehen, auch wenn ich nicht auf dem gleichen Wissensstand bin wie sie.»

sammelt Daten wie Wetter, Flugzeugtyp und Gewicht, um so die beste Flugroute für den Piloten zu berechnen, die diese ganz einfach auf einem Tablet lesen können.

Dafür sind eine gute User Experience (UX) im Graphic User Interface (GUI) notwendig. Zum Beispiel werden Berge als markante Punkte angezeigt. Der Üetliberg ist dabei mit knapp 900m deutlich als der grösste Berg im Grossraum des LSZH gekennzeichnet.

Allein schon mit LE++ arbeiten zu dürfen, empfindet Trottmann als eines der grossen Highlights bei seiner Arbeit. Er ist sich dabei der Tragweite und der Verantwortung für die Sicherheit im Flugverkehr bewusst. Sein persönlicher Arbeitsplatz sieht aus wie eine Schaltzentrale, fast wie ein Cockpit. Die zwei grossen Monitore nehmen einen Grossteil seines Pults ein und die Computer und Laptops sind auf neuestem technologischen Stand.

Hobbys kommen zu kurz
In Zukunft möchte Trottmann Wirtschaftsinformatik studieren und idealerweise Teilzeit weiter bei der Firma angestellt bleiben. Er kann sich aber auch vorstellen, die Passerelle zu machen und dann Informatik an der Universität zu vertiefen. Seine Hobbys wie Parkour und Fotografie vernachlässigt er derzeit, weil die Arbeit im Vordergrund steht und ihn sehr in Anspruch nimmt.

Die Arbeit macht ihm Spass und die Stimmung ist trotz der aktuellen Situation sehr gut. Auch wenn Trottmann noch in Ausbildung und damit noch nicht auf dem gleichen Wissensstand ist wie seine Kollegen, wird er als vollwertiges Teammitglied aufgenommen und kann jederzeit bei Unklarheiten nachfragen.

Die Lufthansa Systems FlightNav AG bietet ihren Mitarbeitenden Kurse für eine Weiterbildung in Aviatik an. Damit bleiben die Mitarbeiter auf dem neusten Stand. Auch ein Besuch in einem Flugsimulator wird Neueintretenden angeboten.

IMS ist ein guter Rucksack
Die IMS bildet eine solide Ausbildung und damit den optimalen Start für das Praktikum. Insbesondere die Module, die im Bildungszentrum Zürich (BZZ) gelehrt werden, sind sehr hilfreich gewesen. Rückblickend betrachtet, ist wohl einmal in der Woche Informatik eher zu wenig, um den Anforderungen immer gerecht zu werden. Die Berufsmatur obendrauf bietet jedoch die Grundlage für ein Studium in Wirtschaftsinformatik.

Die Flugzeug-Industrie ist im Vergleich zu den ersten Flügen der Brüder Wright heute sehr stark von Computern abhängig. Aber es braucht immer noch Menschen, die Software entwickeln und damit für die Sicherheit verantwortlich sind. Trottmann ist einer von ihnen.



Julian Wittmann
12b

Mein Lieblingsort und ich

von Sarah Frischknecht

Grün. Natürlich. Der Duft nach Erde, Gras und Matsch. Auch grün, aber künstlich. Die flimmernde, aufsteigende Hitze. Kantige Oberfläche.

Mindestens viermal die Woche betrete ich einen solchen Platz. Für mich ist es normal und trotzdem ein Gefühl, das ich schätze. Es ist der Austragungsort meiner Lieblingssportart: Fussball.

Seit zirka sieben Jahren spiele ich im Verein und schon immer beträt ich für das Training den Kunst- oder Naturrasen. Teilweise waren das zwei Mal pro Woche, unterdessen sind es regelmässig fünf Mal. Schon hier merkt man, dass Fussball einen gewissen Stellenwert in meinem Leben hat. Wenn ich Training habe, verbringe ich ungefähr 8.333 % meines Tages auf dem Fussballplatz. Nicht mal einen Zehntel des Tages, doch zählte man die Nacht nicht dazu und ginge von einem 17-Stunden-Tag aus, stiege der Anteil dann auf nicht ganz 12 %. Immer noch nur gut ein Zehntel, und trotzdem dreht sich der grösste Teil meiner Freizeit um den Fussball. Man kann sogar sagen, ein grosser Teil meines Lebens. Und je länger, desto mehr drängt sich die Frage auf: Wie weit möchte ich es damit bringen? Besteht die Möglichkeit, nach der Ausbildung zu einem Verein im Ausland zu wechseln und vom Fussball zu leben? Kann ich mein Hobby zu meinem Beruf machen?

Grundsätzlich ist das sicher möglich. Und wenn das mein Ziel, mein Traum ist, dann erst recht. Ich bin mit dem Gedanken aufgewachsen, dass alles möglich ist und man mit Willen und Gottvertrauen alles schaffen kann. Das prägt mich bis heute und ist Teil meines Charakters. Mein entschlossener Wille zeigt sich auch im Fussballspiel selbst in Form von vollem Einsatz bis zum Schlusspfiff. Mein Sieges- und Kämpferwille kommt immer wieder zum Ausdruck. Schon einige grosse Teams aus dem Fernsehen oder in Filmen haben das Blatt in letzter Minute gedreht – warum also nicht auch wir?

Dass man mich hört auf dem Platz, ist ebenso ein Teil meiner Persönlichkeit, den man auch abseits des Rasens wiederfindet. Obwohl es nicht immer so war und auch heute nicht ausnahmslos so ist, getraue ich mich, meine Meinung zu sagen, und verstecke mich nicht.

Des Weiteren lernte ich in meinem aktuellen Verein viele neue Leute kennen. Ein grosser Teil meines Freundeskreises stammt unterdessen aus meinem jetzigen Verein. Womit wir bei einem weiteren Punkt sind, der mich in meinem Leben inspiriert. Nebst Filmen, die mich beeindruckten, meinen grossartigen Eltern, denen ich viel zu verdanken habe, und meinem Glauben, sind es meine Freunde und Vorbilder, die ihren Teil dazu beitragen, wie ich bin. Von Vorbildern und Freunden kann ich viel profitieren, sie inspirieren mich und helfen mir, mich stetig zu entwickeln. Das bringt mich dann wiederum oft auch im Fussball weiter. Als konkretes Beispiel wäre da die grossartige Wahrnehmung und Aufmerksamkeit meines Vorbildes auf und neben dem Platz. Da wir im selben Team spielen und viel Zeit zusammen verbringen, kann ich ihr viel abschauen, was wiederum meine Captain-Qualitäten und meine Spielinterpretation auf dem Platz verbessert.

Es hängt also alles zusammen. Wenn ich mir überlege, dass wir als Familie vor sechs Jahren beinahe weg in einen Kanton gezogen wären, in dem Fussball keinen hohen Stellenwert hat und auch nicht gefördert wird, dann würden mein Leben und wahrscheinlich auch meine Persönlichkeit anders aussehen, auch wenn es sicherlich auch dort viel Positives gegeben hätte. Festhalten kann man auf jeden Fall, dass Fussball für mich längst mehr als nur ein Hobby und ein Spiel ist, in dem 22 Leute einem Ball nachrennen.

Verbunden damit, ist natürlich der Fussballplatz, der Ort, an dem ich so oft aufzufinden bin. Viel Interessantes über diesen gibt es jedoch nicht zu erzählen. Er ist rechteckig, im Spielbetrieb befinden sich zwei Tore auf dem Platz, vier Eckfahnen und eine Menge Menschen. Ein Naturrasen wächst ständig und muss gepflegt werden, mittels regelmässigen Mähens, Nachsäens und Bewässerns. Bei einem Kunstrasen ist das wiederum anders. Er erfordert weniger Pflege, und doch existiert er in verschiedenster Art und Weise. Während der eine kompakt ist, mit rauer Oberfläche, ist der andere hoch und mit Granulat versehen. Der eine ist dunkel, der andere erstaunlich hell.

Ein Rasen hat für mich aber interessanterweise zwei Seiten. Um darauf herumzurennen, zu springen und zu laufen, ist er hart und schenkt eine stabile Grundlage. In den Fussballschuhen spürt man Unebenheiten oder streift mit dem Schuh den Grashalmen entlang. Doch liegt man andererseits auf



Sarah Frischknecht
I2a

FOTO: LAURA RIVAS KAUFMANN

dem Rasen und schaut in den Himmel hoch, fühlt er sich bequem und angenehm an. Man entspannt sich und kann den Gedanken nachgehen. Er lädt zur Ruhe und Verschnaufpause ein.

Genauso ist das Gefühl für mich beim Fussballspielen. Es ist der Ort, an dem ich mich mehr bewege und mehr schwitze, als ich es den ganzen Tag bis dahin getan habe, und andererseits vergesse ich dabei all meine Probleme und Gedanken, die mir vor dem Training noch im Kopf herum-schwirrten.

Doch stellt sich zum Schluss noch die Frage, wieso denn ausgerechnet der Rasen mein Lieblingsort ist, wieso nicht beispielsweise ein Platz aus Asphalt, dort könnte man doch auch Fussball spielen. Die Antwort ist simpel: Asphalt ist für Fussball nicht gleich gut geeignet wie Natur- oder Kunstrasen. (Auch wenn er das wäre, Fussball findet nun mal auf Rasen und nicht auf Teer statt.) Würde ich Leichtathletik machen, wäre mein bevorzugter Ort wahrscheinlich die Tartanbahn, bei Eishockey das Eisfeld. Es ist also nicht der Rasen, den ich liebe, es ist das Gefühl, das ich damit verbinde, das ihn zu meinem Lieblingsort macht. ●

Mood

for

Wood



Die Schülerinnen und Schüler der zweiten Klassen haben einen selbst gestalteten Löffel aus Lindenholz geschnitzt.

FOTOS: SIMON HAAS

Die Bedeutung von Literatur und Kunst für die Wahrnehmung von Raum

**Was ist Raum?
Was schafft Raum?
Wie kreiere ich Raum?
Wie erreiche ich Tiefenwirkung?
Welche Wirkung hat ein enger Raum und welche ein weiter?
Was bewirken grosse Fenster?
Was bewirken Hinterhöfe oder kleine Kabuffs?**



von Cornelia Heinz

Es sind Fragen, die sich die G2a zusammen mit der Architektin und Künstlerin Pia Simmendinger im Rahmen ihres Deutschunterrichts und der Lektüre des Romans «Kleiner Mann – was nun?» von Hans Fallada stellte.

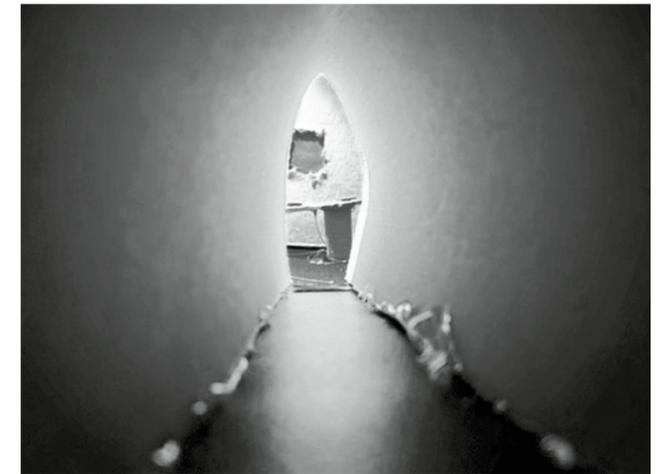
Ausgehend von verschiedenen Natur- und Wohnräumen, deren Schilderung die Vorstellungskraft beim Lesen enorm anregte, analysierten wir gemeinsam, wie diese Wirkungen, d. h. diese Bilder im Kopf, während des Lesens entstehen. Dabei war eine erfreuliche Erkenntnis, dass nicht jede und jeder das gleiche Bild im Kopf hat. Verschiedene Räume, die einzig durch Enge oder Weite gekennzeichnet waren, bildeten sich vor unseren inneren Augen ab.

Hier hakte Pia Simmendinger ein und regte die konkrete Gestaltung eines dieser literarischen Räume an. Wir wählten eine illegale Wohnung, die über einem Kino eingebaut wurde, weil ihr Besitzer in der Zeit der Wirtschaftskrise der dreissiger Jahre des 20. Jahrhunderts schwarz Geld hinzuverdienen wollte. Die «Wohnung» ist eng, klein und dunkel, aber ein langsehnter Rückzugsort des frischverheirateten Paares Johannes und Emma. Beide sind nicht auf Rosen gebettet, geben aber den Kampf um ihre Würde nie auf.

Was Raum und Kunst in der Architekturgeschichte bedeuten, erläuterte Pia Simmendinger in einem rasanten und mitreissenden Vortrag zur Kunst- und Architekturgeschichte. Die Entwicklung von geschlossenen zu offenen Räumen wurde in der Kunst zum Beispiel durch den Kubismus vorweggenommen.

Die Schülerinnen und Schüler entwarfen und bauten, wunderbar eingeführt in das Thema, kleinste Wohnungen, eher Nischen, aus Karton. An die Arbeit mit konkreten Materialien schloss sich, diesen bereichernden Tag vollendend, das Fotografieren an, das einen guten Blick für Perspektive und Ausleuchtung erforderte.

Herausgekommen sind dabei so bezaubernde Fotografien wie diese folgenden. ●





Dein Freund und Helfer

Woher rührt die Animosität der Polizei gegenüber – und ist sie begründet?

von Barbara Ingold

Laut Medienberichten erfreuen sich nächtliche Ausschreitungen Corona-müder Teenie-Mobs in Ermangelung alternativer Freizeitvergnügen zunehmender Beliebtheit. Irgendwie verständlich, ist doch die analoge Unterhaltungsindustrie in urbanen Zentren praktisch zum Erliegen gekommen – da bringt etwas Strassenrandale einen Adrenalin-Kick ins öd gewordene Teenagerdasein. Das Versammlungsverbot garantiert auch ohne Messerstecherei bereits einen Polizeieinsatz, mit etwas Glück inklusive Wasserwerfer und Tränengas.

Das «Räuber und Poli für Adoleszente» gab es schon Anfang der 80er-Jahre in Form der samstäglichen Opernhauskrawalle. Nicht etwa, weil das Vergnügungsangebot runtergefahren worden wäre, sondern weil ein solches noch gar nicht existierte. Die Krawalle klickten Zürichs soziokulturelle Entwicklung erst richtig an und ebneten den Weg zum heutigen Ausgangsangebot. (Davor war «Ausgang» auch im helvetischen Sprachgebrauch bloss die Bezeichnung für eine Pforte oder den Kurzurlaub im Militärdienst.)

Im Unterschied zu den 80ern haben die aktuellen Ausschreitungen aber keinen politisch motivierten Protesthintergrund, sondern eher den Charakter spontaner Veranstaltungen zwecks Aggressionsabbaus. Und diese entlädt sich auch vermehrt hemmungslos gewalttätig an den Gesetzeshütern. Woher rührt dieser Mangel an Respekt für Ordnungskräfte, der sich hier manifestiert? Ich vermute, allfällige Ressentiments sind eher auf die Bilder verstörender Polizeigewalt in den USA zurückzuführen als auf tatsächliche negative Begegnungen mit der Polizei, denn Letztere dürfte wohl bei den allerwenigsten ausreichen, Animositäten zu rechtfertigen. Ich habe einen Selbstversuch gemacht.

Die Retrospektive meiner persönlichen Polizeierfahrung beginnt mit 12 Jahren im Büro unseres Dorfpolizisten: «Sones Hurenarschloch hät mis Velo gklaut!» Ich versicherte ihm auf Nachfrage auch, dass selbiges selbstverständlich abgeschlossen gewesen sei. Worauf er mich in die Polizeigarage zu meinem Fahrrad führte: «Das **Arschloch** hät dis Velo in Sicherheitsgewahrsam gno!» Es war offensichtlich

nicht abgeschlossen gewesen. Peinlich für mich, aber 1:0 für den Polizisten. Nicht weniger fürsorglich zeigten sich auch die Beamten, die mich ein paar Jahre später auf dem Schulweg ausbremsten, weil ich ohne gültige Velovignette unterwegs war. Ich musste mein Fahrrad zwar auf der Stelle stehen lassen, doch chauffierten die beiden mich die verbleibenden fünf Kilometer im Streifenwagen zur Schule, was mir einen der definitiv coolsten Auftritte meiner Schulzeit bescherte.

Ähnlich zuvorkommend waren auch die Polizisten auf dem Zentralkommissariat von Paris. Sie halfen mir nämlich tatkräftig dabei, die Adresse einer amourösen Bekanntschaft zu ermitteln. Ich hatte in der Hitze des, äh, Gefechts ganz vergessen, mir Telefonnummer und Adresse des Casanovas zu notieren. Zwar hatte ich seinen Namen, aber ich konnte mich nicht einmal ans Arrondissement erinnern, wo ich diese wundervolle Nacht verbracht hatte, und das Pariser Telefonverzeichnis auf der Zentralpoststelle umfasste ca. 10 Laufmeter Telefonbücher ... Also ging ich schnurstracks zum Commissariat Central, wo die vier diensthabenden Polizisten gerade nichts Besseres zu tun hatten, als einer frischverliebten Studentin zu Diensten zu sein. Als der perplexe junge Mann ein paar Stunden Detektivarbeit später auf Geheiss der Beamten vorfuhr, eskortierte mich die gesamten Belegschaft vor die Tore des Kommissariats, neugierig, welch Kaliber von Traumprinz diesen ausserordentlichen Polizeieinsatz provoziert hatte.

Diesen äusserst positiven Erlebnissen war dann wohl meine spätere Arglosigkeit im Umgang mit der Polizeigewalt geschuldet. Zum Beispiel mit der Grenzpolizei der ehemaligen DDR: «Ich weiss, ein gaaanz schlechtes Passbild, sieht mir überhaupt nicht ähnlich! Aber besser überbelichtet als unterbelichtet, ha, ha, ha ...» Worauf der Mann mit finsterner Miene zum Funk griff, meinen Pass beiseite legte und den Nächsten heranwinkte. Oh-oh! Keine zwei Minuten später wurde ich abgeführt und eine Stunde lang filmreif kreuzverhört, mit Scheinwerfern im Gesicht und so, aber wenigstens nicht wie mein Gepäck bis aufs Futteral ausgeweidet. Wenig spassig dünkte mich auch die Militärpolizei der burmesischen Junta. Vor der Öffnung 2011 machte diese den wenigen Individualreisenden, die das Land trotz miserabler Infrastruktur bereisten, systematisch das Leben schwer. Wenigsten konnte man die schikanösen Strassenblockaden dieser uniformierten Wegelagerer mittels monetären Zuwendungen relativ rasch passieren, aber Tourismusförderung sieht anders aus.

Als unbestechlich, wenn auch nicht minder willkürlich, erwies sich die Fremdenpolizei Vanuatus, dem kleinen Pazifikstaat, wo

ich Anfang 90er einige Jahre lebte. Völlig überraschend kam ich dort zu meiner ersten Stelle als Lehrerin am einzigen Lycée des Landes,

weil der Englischlehrer gerade verunfallt war. Die Rekrutierung von Lehrkräften gestaltete sich damals mehr als schwierig, hatte man doch unlängst Unabhängigkeit und damit verbunden den Exodus der Kolonialherren gefeiert. Westliche Fachkräfte waren akute Mangelware und so kam ich wie

gerufen, und wurde quasi von der Strasse weg rekrutiert. Brav meldete ich mich nach Ablauf meines Touristenvisums der Form halber bei der zuständigen Behörde und bat um eine Arbeitserlaubnis. Fehlanzeige! Der Chef der Fremdenpolizei, noch jung und neu im Amt, liess mich umgehend und diskussionslos ausschaffen. Da half auch kein Fuchteln mit dem Schweizer Pass. «Schweiz? Bah, die gehört ja nicht mal zu Europa. Gesetz ist Gesetz!» Nach den abenteuerlichsten drei Monaten im unfreiwilligen Exil in Neukaledonien und der nicht minder abenteuerlichen Beschaffung aller nötigen Dokumente wurde mir schliesslich die Rückkehr nach Vanuatu gestattet und eine Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung erteilt.

15 Jahre später sollte es unverhofft zu einer zweiten Begegnung mit besagtem Polizeibeamten kommen. Ich war diesmal wirklich nur auf Besuch im Lande und wollte mein Monatsvisum lediglich um drei Tage verlängern lassen. Der Mann hatte inzwischen nicht nur beträchtlich an Bauchumfang, sondern auch an Charme gewonnen. Er erkannte mich sichtlich erfreut trotz Kurzhaarfrisur sofort und bot mir ungebeten eine unbefristete Aufenthaltsbewilligung samt Arbeitserlaubnis an. Äh – vor 15 Jahren habe er mich doch noch hochkant expediert?!? Korrekt, aber inzwischen sei auch ihm bewusst

geworden, dass das Land ohne europäische Expats einfach nicht mehr funktioniere. Das Schulsystem sei am Boden und ich hätte damals doch einen tollen Job gemacht, seine Tochter sei nämlich meine Schülerin gewesen! Ich lehnte das grosszügige Angebot dankend ab, etwas verwundert über so viel Willkür im Umgang mit dem Gesetz. Wobei dieses ja schon in den 90ern nur selektiv befolgt wurde. Die Einheimischen pflegten damals ihre eigenen Totems und Tabus, Verstösse wurden oft nach Stammesmitte geregelt. Entscheidend für die (Nicht-) Ahndung von Vergehen war die Stammeszugehörigkeit, denn ein Gesetzesvertreter hätte nie einen Tui (Bruder/Vetter/Freund) belangt. Angehörige eines anderen Stammes hingegen konnten nicht mit Nachsicht rechnen, es sei denn, sie kamen von Malekula, einer für ihre schwarze Magie berühmt-berüchtigten Insel. Wer wollte schon einer Busse wegen eine Verwünschung riskieren? Das offizielle Gesetz galt also vorwiegend für Weisse wie mich, willkürlich ausgelegt zwar, aber trotzdem irgendwie.

Der Chef der Fremdenpolizei, noch jung und neu im Amt, liess mich umgehend und diskussionslos ausschaffen.

Das offizielle Gesetz galt also vorwiegend für Weisse wie mich, willkürlich ausgelegt zwar, aber trotzdem irgendwie.

zwar, aber trotzdem irgendwie, denn bestechlich waren die Einheimischen nicht. Rückblickend kann ich also sagen, dass meine persönlichen Begegnungen mit der Polizei vielleicht nicht immer erfreulich, jedoch überwiegend positiv waren. Sieht das bei den Zürcher Jugendlichen denn nun ganz anders aus? Ein persönlicher Faktencheck könnte vielleicht helfen, Animositäten (nicht nur) der Polizei gegenüber abzubauen. Man könnte es zum Aggressions- und Frustabbau ja auch mal mit einem Waldlauf probieren? ●

A poetry project

with former G4d

by Patrick Henderson

The class, having read a novel of their choice and studied a number of well-known poems and their forms, was invited to put pen to paper and create a poem of their own design. The stipulated parameters were: take inspiration from your chosen novel to provide content and a message; remember not all poems rhyme but give thought to the sound and rhythm of the lines; grammar can be manipulated but the reader still needs to understand; be patient and prepared to experiment until you find solutions; and restrict yourself to not more than 25 lines.

And the point of the exercise? To reflect what one has read in a personal way, to find a different approach to a piece of literature, to endeavour to create images in the reader's mind using sensory details and figurative language, to experiment with language and create a product with words, and to give that product a title.

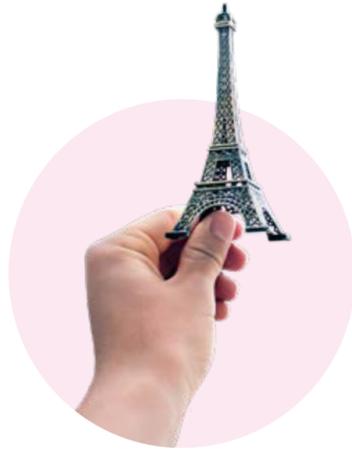
Here is a selection of just five of those products, poems that are individual, thoughtfully crafted and which bear witness to the intellectual capacity and creativity of these young students.



Hope by Marco Ciancarelli (The Jacaranda Tree by H.E. Bates)

The girl with the blanket on her arm
Sitting so still she means no harm.
He sits with the radio set on his knees
Listening stiffly to the news in Burmese.

Two vehicles arrive to their relief at last.
She and he must now leave their past.
The war is nearing and to avoid getting stuck
He feels for his Buddha that brings him luck.



In a Corner by Charlotte Fels (All the Light We Cannot See by Anthony Doerr)

In a corner of the city
A sightless sixteen-year-old kneels.
As a child so very witty,
Now, she only feels.

As her fingertips run through
A miniature model of her town,
The drone of the airplanes grew,
And she hears the bombs drop down.

She can even tell
Bombers three miles away,
Like the hum in a seashell,
Like others she can hope and pray.

All day, all night
For her uncle she waits.
Still no end in sight
To the loneliness, which she so hates.

Her fingers travel back,
Up and down her narrow street,
Still hearing the enemies attack.
She feels afraid and incomplete.



Mission by Robin Jeriha (The Constant Gardner by John Le Carré)

We owe you a protected place,
A space you can stay safe.
We've added a new identity.
But please use the cash sensibly.

To get there use country buses
And the local train.
Dress plain.
And shave every day.

Look after yourself.
You didn't trust us
But now you must.
Is that a deal?



The Lost Love by Aline Abeggen (A Town Like Alice by Nevil Shute)

Yesterday evening
She made a bit of a show.
How perfectly sweet of you.
She slipped an arm around my shoulders
Kissed me on the lips.

Her ship slipped away next day.
I went back in the taxi
Carrying her latest letter
Feeling down
For a few days.



Sailors with pants, natives with private parts by Vivienne Gerster (The Lieutenant by Kate Grenville)

On the sand down at the beach
Below the lie of the land,
A ship strands
In the cove full of sailors in pants.

They snuffed up lungfuls of the air
Without any care.
After all those many weeks
Of nothing but the blank sea winds.

The men were dark and naked,
Their faces shadowed and faded.
Natives! They said.
I am face to face with natives! They bragged.

Though strange and ordinary at the same time
They showed no sign of committing any crime.
Similar square shoulders and knocked knees
And around the eyes those familiar creases.

But according to their chronicles and charts
They hadn't expected
To see people's private parts.

A muscular, grey-bearded man
Stood at the head of the band.
The others behind
Each holding a wooden shield and spear
Watched, waiting in the sunlight
Proud, showing no sign of fright.

FOTOS: PPART/ISTOCKPHOTO, OLE WITT/UNSPLASH, ITALIC/UNSPLASH, PAVEL UNTILOV/UNSPLASH, TYLER LASTOVICH/UNSPLASH

Neutralität



von Thomas Preu

Angeregt durch die Lektüre des etwas kryptisch betitelten Beitrags «Neutralität kann Ihre Gesundheit gefährden» meines Kollegen Harry Schneider in der letzten h info möchte ich weitere Facetten dieses im Schweizer Diskurs nicht zu vermeidenden Begriffs der «Neutralität» beleuchten und dann auf einen Vorfall eingehen, der sich zwischenzeitlich ereignete. Dieses Mal geht es weniger um Spass als um ein ernstes Thema.

In der Mathematik gibt es die Rechengesetze über «neutrale Elemente». Sie beziehen sich z. B. auf die Rechenoperationen + (plus) und · (mal) und bedeuten, dass es spezielle Zahlen – besagte neutrale Elemente – gibt, die bei Addition und Multiplikation nichts ändern: $x+0=x$ und $x \cdot 1=x$.

Dass etwa das Addieren von 0 «nichts tut», ist nicht weiter verwunderlich, wird 0 doch oft als Symbol für «nichts» oder «das Nichts» verstanden. Diese Entdeckung oder Erfindung des 0-Nichts in der Mathematik wurde in der für die heutige Zeit relevanten Form in Indien wohl um das 7. Jh. n. Chr. gemacht und gelangte über muslimische Gelehrte um das 11. Jh. quasi als unabsichtliche Entwicklungshilfe nach Europa, wo das zentral auf der 0 basierende Stellenwertsystem der arabischen Zahlen die unhandlichen römischen Zahlen ablöste. Bei genauerer, philosophischer Betrachtung ist die 0 allerdings nicht nichts, sondern eher ein Gefäss mit nichts drin: Hat man ein Bankkonto mit Guthaben 0, so hat man ja immerhin auch ein Bankkonto.

Neutralität meint also in der Mathematik kurz gesagt «nichts tun». Mit exakten Wissenschaften sind diejenigen bezeichnet, die quantitative, mathematische Methoden benutzen und entsprechende Vorhersagen machen, am prominentesten die Physik. Hier spielt der «neutrale Beobachter», auch «objektiver Beobachter» genannt, eine wichtige Rolle. Die mathematischen Theorien müssen nämlich – sonst wäre die Physik keine Naturwissenschaft – mit Beobachtungen und quantitativen Messungen der Natur mittels Experiment in Einklang gebracht werden. Dabei soll die Natur in ihrer Reinform ungestört durch die Experimentatorin beobachtet und vermessen werden.

Schon in der klassischen Physik ist diese Forderung reichlich paradox, da ja besagte Experimentatorin das Experiment aufbaut und damit von Anfang an die zu untersuchenden Aspekte der Natur mitgestaltet. Zur Zeit des Messvorgangs soll sie sich dann aber «neutralisieren», sodass nur die Effekte der Natur beobachtet werden. Ein vermeintlicher Ausweg wäre die blosse Beobachtung der Natur ohne vorherigen Experimentaufbau. Hier nur ein Argument dagegen: Dann wäre Physik keine Wissenschaft im Sinne Karl Poppers, nach dem Wissenschaften Vorhersagecharakter haben müssen, und um Vorhersagen machen zu können, muss man die Voraussetzungen, z. B. als Laborbedingungen, kontrollieren können.

Ebenfalls im Rahmen der klassischen Physik ist klar, dass eine Beobachtung eine Wirkung von untersuchten physikalischen Vorgängen auf den Beobachter entfaltet. Nach dem dritten Newtonschen Gesetz («actio est reactio») ist eine Wirkung (genauer: eine Kraft) immer auch mit einer gleichzeitigen und gleich starken Rückwirkung verbunden – jede Wirkung ist eine Wechselwirkung, weshalb Wechselwirkung in der Physik auch als Synonym für Kraft verwendet wird. Abgesehen von der vorgängigen Präparierung der Natur im Experiment muss unsere Experimentatorin also ebenfalls beim Messvorgang die Neutralitätsbedingung verletzen, sie muss als Beobachtungsobjekt die (scheinbar?) objektiven Naturvorgänge stören.

Als letzte Rettung des «neutralen Beobachters» bleibt noch, gar keine Beobachtung zu machen, eine Physik des «Wegschauens» – eine Physik, die nichts beobachtet, ist aber keine Physik. In der klassischen Physik behilft man sich mit dem Postulat, dass durch Verbesserung der Messverfahren und -geräte der Beobachtereffekt, also der Fehler beim Messen durch die Wechselwirkung mit dem Beobachter, immer kleiner gemacht, der neutrale Beobachter also wenigstens als Grenzfall immer besser angenähert werden kann. Doch die moderne Physik, genauer die Quantenphysik in Form der Heisenbergschen Unschärferelation, setzt auch dieser «eventuellen Neutralität» in Form einer Ungleichung für einen von 0 verschiedenen Minimalfehler Grenzen.

Diese Probleme haben vor etwa 25 Jahren zu einem Paradigmenwechsel im Umgang mit physikalischen Messungen geführt. Früher ging man von der Existenz eines wahren Wertes x_w aus, den ein neutraler Beobachter messen sollte. In einer tatsächlichen Messung wird dann ein angezeigter Wert x_a ermittelt. Der Unterschied $e = x_a - x_w$ ist die Messabweichung, die es durch eine möglichst kleine Fehlergrenze G zu kontrollieren gilt: $|e| < G$. Da der wahre Wert x_w aber nie bekannt und zugänglich ist, sondern nur x_a und G , lässt der neue GUM¹-Standard das Konzept des wahren Werts ganz weg.

Schon vorher hat man eine Messgrösse nicht nur mit einem Zahlwert x , sondern auch mit einer Unsicherheit u angegeben, zusammen $x \pm u$. Während man früher verlangte, dass der wahre Wert dadurch abgedeckt sein sollte, also $x_w \in [x - u, x + u]$, lässt man diese Forderung heute weg. Der neutrale Beobachter und mit ihm der wahre Wert sind dem Argument von «Ockhams Rasiermesser» zum Opfer gefallen. Dieses Argument geht etwa so: Wenn eine Theorie mit Geistern nicht mehr erklärt als die gleiche Theorie ohne Geister, man die Geister also nicht beobachten kann, so lasse man die Geister aus der Theorie weg. Diese subtilen Unterschiede, die in der Unmöglichkeit eines objektiven, neutralen Beobachters liegen, werden in der Schulphysik der Einfachheit halber übergangen und man spricht dort oft noch von wahren und gemessenem Wert.

Der neutrale Beobachter in der Physik ist also eine praktische und oft ausreichend gute Näherung, aber eine experimentell unerreichbare Idealisierung – abgesehen von der Physik des «Wegschauens», in der die Neutralität um den Preis der Unsinnigkeit erreicht wird.



Harry Schneider schrieb in der letzten Ausgabe der h info: «Aber welche Werte auch immer wir vertreten, sie schwingen in jeder Äusserung mit.» Er impliziert damit: Neutralität gibt es nicht.

Vom mathematischen Neutralengesetz und dem neutralen Beobachter der Physik ist es zwar ein weiter Weg zum Politischen, das Harry Schneider unter sein Sprachmikroskop nahm, ich will die Analogie trotzdem versuchen: Weder ist eine Neutralität wünschenswert, wenn damit das «Nichts tun» der Neutralengesetze gemeint ist, noch umsetzbar, ausser durch konsequentes «Wegschauen», wie wir es bei der physikalischen Analyse des neutralen Beobachters erörtert haben, und selbst dieses Wegschauen als bewusste Entscheidung ist ja schon nicht neutral.

Politische Neutralität oder Unvoreingenommenheit einer Streitschlichterin können, verstanden als anzustrebendes, aber nicht 100 % realisierbares Ideal, durchaus zweckdienlich und angebracht sein. Eine Verabsolutierung des Neutralitätsgebots ist aber, wie wir in Analogie gesehen haben, gar nicht möglich. Sie dient höchstens der Verschleierung ganz unneutraler Eigeninteressen und Absichten.

Im Rahmen einer Maturreise der KSH ereignete sich im Oktober 2020 eine Begegnung einer Gruppe unserer Schüler mit einer fremden Person. Am Ende dieser Begegnung musste die unbekannte Person mit ausgeschlagenen Zähnen und einem Kieferbruch hospitalisiert werden. Unser Rektor Daniel Zahno schrieb in einer ersten Infomail: «Wir sind sehr betroffen über diesen Vorfall, welcher im Widerspruch zu den an der Schule gelebten Werten steht.» Dieser Satz fand seinen Weg in die Presse und wurde dann in Internetforen anscheinend als Vorverurteilung und im Widerspruch zur Unschuldsvermutung beschrieben und diskutiert, eben als Verletzung eines verabsolutierten Neutralitätsgebots.

Rektor Zahnos Worte sind keine Vorverurteilung und natürlich gilt die Unschuldsvermutung. Aber was wäre, würde dieser Vorfall nicht im Widerspruch zu den Werten unserer Schule stehen, sondern im Gegenteil unseren Werten entsprechen? Bei welcher Schule gehört es zu den Werten, dass Begegnungen mit Schülern in Krankenhauseinweisungen enden? Würden die Kommentarschreiber obig erwähnter Forumsbeiträge als Eltern ihre Kinder an eine solche Schule schicken wollen?

Die KSH, das hat Rektor Zahno klar gemacht, ist nicht so eine Schule. Die KSH ist nicht «wertneutral» im Sinne einer Beliebigkeit oder Gleichgültigkeit in Bezug auf Handlungen ihrer Mitglieder. Hier schliesst sich der Kreis zum Anfang dieses Beitrags und entschlüsselt den Titel, den mein Kollege wählte: Neutralität in dieser Angelegenheit würde nur die Gesundheit derer gefährden, denen Mitglieder der KSH begegnen. Wenn Neutralität «Nichtstun» und «Wegschauen» heisst, wer kann dann noch neutral bleiben wollen? Ich und mit mir die KSH jedenfalls nicht: wir treffen Vorkehrungen, dass sich so ein Vorfall nie wieder ereignet. ●

¹ GUM: Guide to the Expression of Uncertainty in Measurement



«Ein Buch ist wie ein Garten, den man in der Tasche trägt.»

von Ana-Isabelle Leicht

Wenn ich niedergeschlagen bin oder eine Abwechslung von meinem Alltag brauche, greife ich instinktiv zu einem Buch, das mich die Welt um mich herum vergessen lässt. Auch heute öffne ich zum wiederholten Male mein Lieblingsbuch. Schon als ich die leuchtenden Farben des Buchdeckels sehe, geht mein Herz auf und alles ist wie Nebel um mich herum. Dasselbe Gefühl, wie wenn ich mir die strahlenden Blumen im Garten meiner Grossmutter anschauere, breitet sich in mir aus. Wahrscheinlich gibt es etliche Menschen auf der Welt, denen es genauso geht wie mir.

Doch was haben Buch und Garten gemeinsam, wo man doch ein Buch mitnehmen kann, ein Garten «zu Hause» bleibt? Er kann einen zwar weder in die Ferien begleiten noch bei schwierigen Entscheidungen unterstützen, doch kann er in Gedanken immer dabei sein. Ein Buch kann beides. Es kann mich physisch mit zur Schule begleiten und mir bei Streitgesprächen zur Seite stehen. Dies tut natürlich nicht das Buch selbst, sondern die Charaktere in dem Buch tun es. Ich kann eine gewisse Verbindung zu einer fiktiven Person aufbauen und diese kann mir mentale Unterstützung bieten und mich stärken. Der Charakter ist dann wie ein Schutzengel, der auf meiner Schulter sitzt und mich in jeder Situation wieder aufmuntert. Hierin liegt die Gemeinsamkeit zum Garten, denn der Duft nach Blüten, der Gedanke an das glänzende Rot des Klatschmohns oder das wärmende Gelb einer Sonnenblume können dies auch bewirken. Die Farben sind die Charaktere des Gartens und beide – der Charakter des Buches wie auch das Gewächs im Garten – können dasselbe wohltuende Gefühl in einem auslösen, dass man alles schaffen kann.

Sich die Persönlichkeiten eines Buches vorstellen zu können, verlangt viel Fantasie. Aber nicht nur das, alles, was in einem Buch geschieht, kann vor dem inneren Auge als Film abgespielt werden, wenn man sich im Text verliert. Vielleicht erscheinen einem Häuser aus der Zeit des Barocks oder modernste Architektur, Sand- oder Steinstrände, blonde oder brünette Hauptfiguren vor dem inneren Auge. Jede Szenerie würde bei jedem Individuum anders aussehen, wenn man sie darum bitten würde, sie zu zeichnen oder zu beschreiben. Das ist das Schöne an Worten: Alles ist einem selbst überlassen. Ebenso ist es bei einem

Garten. Wie oft habe ich mir als kleines Mädchen vorgestellt, wie Feen auf ihren Kolibris reitend von Blume zu Blume hüpfen und mich beim Schaukeln beobachten und wie ich nachts eine von ihnen werde. Die Fantasie ist grenzenlos.

Doch Grenzenlosigkeit ist nicht ausschliesslich der Fantasie vorbehalten. Es steckt immer mehr hinter der sichtbaren Oberfläche der Dinge. So ist der biologische Kreislauf komplexer, als wir es uns vorstellen können. Jedes Insekt hat eine Bestimmung. Welche Insekten ernähren sich von Nektar, wozu sind Würmer gut? Es gibt immer Neues zu entdecken und man lernt nie aus. Genau wie bei den Geschehnissen, die hinter einer Romanhandlung stattfinden, denn diese sind umfangreicher als beschrieben. Der Autor überdenkt jeden Schritt einer Person, jede landschaftliche Beschreibung hat einen Zweck, beispielsweise das Widerspiegeln der Emotionen der Charaktere. Bei diesen Aspekten gibt es Interpretationsfreiheiten und genau das macht Bücher unermesslich.

Sowohl bei Büchern als auch bei den Pflanzen im Garten mangelt es nicht an Vielfalt. Von Sachtexten über Romane bis hin zur fiktionalen Literatur ist alles dabei und jedes Genre gibt es in verschiedenen Facetten. Genau wie bei der Flora und Fauna: Es gibt unzählige Arten von Blumen, Büschen und Bäumen, dazu noch Unmengen von Tieren. Diese Diversität lässt uns auf neue Gedanken kommen und hilft uns dabei, die Realität eine Zeit lang auszublenden.

Das arabische Sprichwort im Titel spricht mir aus der Seele: «Gärten und Bücher sind Rückzugsorte, in denen man aufblühen und sich verlieren kann.» Gute Bücher und Gärten sind bereichernd, sie sind inspirierend und bieten Raum für neue Gedanken. Bücher sind vergleichbar mit dem angenehmen Gefühl wärmender Sonnenstrahlen auf der Haut, wenn man im Garten sitzt. ●



Ana-Isabelle Leicht
ehem. H3a

Ein Jahr Corona



von Daniel Zahno

Seit einem Jahr leben und arbeiten wir mit Corona, und dies in unterschiedlichsten Formen: Am Freitag, den 13. März 2020 beschloss der Bundesrat die Schulen schweizweit zu schliessen und nach einem hektischen Wochenende starteten wir mit dem Fern-

unterricht. Bald wurden fürs Frühlingsemester 2020 die Promotionen ausgesetzt, die Maturitäts- und Berufsmaturitätsprüfungen abgesagt. Wöchentliche Infobullettins berichteten aus dem Schulleben, erläuterten die Schutzkonzepte, Verhaltens- und Hygieneregeln und Bilder aus dem Schulhaus halfen gegen das «Heimweh». Nach zehn Wochen Fernunterricht konnten wir am 8. Juni 2020 den Präsenzunterricht wenigstens in Halbklassen wieder aufnehmen und der Unterricht im Schuljahr 2020/21 begann wieder relativ normal, mit ganzen Klassen, festen Sitzordnungen, häufigem Händewaschen und Desinfizieren, aber noch ohne Masken. Erst nach den Herbstferien 2020 wurde die Maskentragpflicht eingeführt. Das Jahr 2021 begannen wir mit einer Art Festtagsquarantäne, Vertiefungswoche genannt, und ab dem 25. Januar 2021 durfte jeweils rund die Hälfte der Klassen in den Präsenzunterricht, die andere Hälfte blieb im Fernunterricht zuhause. Das Frühlingsemester 2021 wiederum startete mit einem reduziertem Präsenzunterricht und einer erneuten Vertiefungswoche. Daraus ergibt sich für die Zeit vom 16. März 2020 bis zum 14. März 2021 folgende Bilanz:

- 39 Unterrichtswochen davon
- 18 Wochen Präsenzunterricht in ganzen Klassen
- 10 Wochen Fernunterricht
- 9 Wochen reduzierter Präsenzunterricht (Halbklassen oder nur 50 % der Klassen im Schulhaus)
- 2 Vertiefungswochen zuhause

Dass im letzten Jahr nicht die gleichen Lernziele wie in Vor-Corona-Zeiten erreicht wurden und an einigen Orten Lücken entstanden sind, versteht sich von selbst. Trotzdem bin ich stolz auf das im letzten Jahr Erreichte. Es ist uns zumindest gelungen, den Schulbetrieb aufrecht zu erhalten und den Schülerinnen und Schülern eine Struktur zu geben. In der Freizeit mussten die Schüle-

rinnen und Schüler sich stark einschränken und auf vieles verzichten. Schule jedoch fand in der einen oder andern Form immer statt und sorgte damit für Konstanz und eine gewisse Normalität.

Ich bin auch überzeugt, das letzte Jahr hat allen bewusst gemacht, dass Schule mehr ist als ein Ort der reinen Wissensvermittlung. Schule ist ein Ort der Bildung und der Sozialisierung, Bildung benötigt und lebt von Persönlichkeit, Beziehung, Sprache, Bindung und Bewegung. Mit der nötigen Motivation und Disziplin kann reines Wissen über Fernunterricht zwar erworben werden, ein Jahr Corona hat aber gezeigt, dass es für viele Jugendliche sehr schwierig ist, sich dafür zu motivieren, die notwendige Selbstdisziplin aufzubringen und Verantwortung zu übernehmen. Schülerinnen und Schüler brauchen für Lernerfolge und ihre Persönlichkeitsentwicklung ein schulisches Umfeld, das den unmittelbaren, persönlichen Austausch mit Kolleginnen und Kollegen sowie den Lehrpersonen ermöglicht. Dieser Austausch, fachlich und persönlich, fördert die Persönlichkeit, schafft Beziehungen und Bindungen, die zu einer ganzheitlichen Bildung gehören, und dies kann eine digitalisierte Fernunterrichtsschule nicht bieten. Auch können im Schulzimmer bewährte Unterrichtskonzepte nicht einfach in den digitalen Raum kopiert werden. Sowohl Lehrpersonen als auch Schülerinnen und Schüler müssen sich ganz bewusst auf den Fernunterricht einlassen. Selbstverständlich lernen wir in Sachen Fernunterrichtsdidaktik ständig dazu, verbessern die Lernarrangements und Projektaufträge, erweitern die notwendige Basisinfrastruktur. Doch auch nach einem Jahr Corona sind wir immer noch im «Krisenmanagement» – was v. a. den kurzfristigen und zeitlich beschränkten Vorgaben der Behörden geschuldet ist. So hangeln wir uns seit einem Jahr von einer Fernunterrichtsphase zur nächsten und hoffen dabei immer, es sei die letzte. Sollte die epidemiologische Situation die Rückkehr zum Präsenzunterricht längerfristig nicht erlauben, bräuhete es mehr Planungssicherheit, zum Beispiel mit im Voraus festgelegten längeren Fernunterrichtsphasen oder -quartalen und entsprechender Vorbereitungszeit für Lehrpersonen und Schülerinnen und Schüler. Dann könnten auch taugliche neue Konzepte ausprobiert werden. Bis es soweit ist, müssen wir wie gehabt weitermachen, flexibel und kreativ bleiben. ●

Impressum

Redaktion Barbara Ingold (barbara.ingold@ksh.ch), Sandra Nussbaumer (sandra.nussbaumer@ksh.ch) **Mitwirkende an dieser Nummer** Sarah Frischknecht, Simon Haas, Cornelia Heinz, Patrick Henderson, Barbara Ingold, Ana-Isabelle Leicht, Christoph Meier, Sandra Nussbaumer, Thomas Preu, Martin Strauss, Julian Wittmann, Daniel Zahno **Gestaltung** gyselroth™ – Agentur für Brand Identity und Digital Media **Papier** Profitop 1.1, FSC zertifiziert, 70 g/m² **Druck** Bühler Druck AG, Volketswil

Redaktionsschluss Nr. 2/2021: 23. Juli 2021

Öko-logisch!

Der Frühling kommt!

Die ersten Blumen spriessen und die Vögel beginnen wieder zu zwitschern. Was alles erwacht um die Kantonsschule Hottingen zu neuem Leben?



von Christoph Meier

In den Tagen, in denen ich diesen Beitrag schreibe, erblühen die ersten Schlüsselblümchen und Schneeglöckchen im Park der Kantonsschule Hottingen. Andernorts schauen auch Krokusse in verschiedenen Farben aus dem Boden, und die Löwenzahnblätter breiten sich aus, um das Frühlingssonnenlicht einzufangen. Ganz in der Nähe der Schule am Zeltweg warten die Blüten einer Tulpen-Magnolie darauf ihre Pracht zu entfalten. Ausserdem sieht man die ersten Insekten umherfliegen und hört Vögel ihre Lieder trällern. Dies alles deutet natürlich darauf hin, dass der Frühling bald Einzug halten wird. Was wächst dieses Jahr im «Hottinger Pärkli»? Welche Tiere werden wir beobachten können?

Der erste Busch, der jeweils blüht, ist der Winterjasmin beim Hintereingang. Das ist eine Pflanze, deren gelbe Blüten schon in den Wintermonaten erscheinen. Bei starkem Frost erfrieren die Blüten zwar, treiben aber, sobald es etwas wärmer wird, wieder aus. Hingegen lässt sich der Nussbaum viel Zeit und ist meistens der letzte Baum, der die Blätter und Blüten spriessen lässt. Aber wir können froh sein, dass er überhaupt noch steht, wurde er doch vor über 20 Jahren vom damaligen Hausmeister mit der Mähmaschine – man munkelt «wütend und absichtlich» – angefahren und dabei stark verletzt. Die Narbe der verletzten Stelle sieht man noch immer deutlich.

Besonders freue ich mich auf den Blattaustrieb der mächtigen Blutbuche. Die dunkelrote Farbe der Blätter, die im Verlauf des Jahres immer grüner werden, sieht tatsächlich so aus, als hätte die Buche Blut statt Wasser aus dem Boden gesaugt. Die rote Färbung geht aber auf das Fehlen eines Enzyms zurück. Unsere Buche ist schon mehr als 130 Jahre alt ist. Sie stand also schon hier, als Hottingen noch eine eigenständige Gemeinde war (vor 1893) und erlebte den ersten und zweiten Weltkrieg sowie den Bau der heutigen Kantonsschule (Einweihung 1949). Dabei ertrug sie Kälte und Hitze, Trockenheit und Regen gleichermassen – welch Gleichmut und Gelassenheit.

Besonders freue ich mich auf den Blattaustrieb der mächtigen Blutbuche. Die dunkelrote Farbe der Blätter, die im Verlauf des Jahres immer grüner werden, sieht tatsächlich so aus, als hätte die Buche Blut statt Wasser aus dem Boden gesaugt. Die rote Färbung geht aber auf das Fehlen eines Enzyms zurück. Unsere Buche ist schon mehr als 130 Jahre alt ist. Sie stand also schon hier, als Hottingen noch eine eigenständige Gemeinde war (vor 1893) und erlebte den ersten und zweiten Weltkrieg sowie den Bau der heutigen Kantonsschule (Einweihung 1949). Dabei ertrug sie Kälte und Hitze, Trockenheit und Regen gleichermassen – welch Gleichmut und Gelassenheit.

Am meisten mit «Frühling» verbinde ich aber das Wiedererklingen des Vogelgezwitschers, vor allem des Gesangs der Amseln. Diese schwarzen Vögel mit den gelb-orangen Schnäbeln schmettern ihr Lied am liebsten vom höchsten Ast eines Baumes: Welch eine Freude, dass der Frühling kommt! Bald kommen auch die Stare wieder aus ihrem Winterquartier zurück und hüpfen dann zuhauf auf dem Rasen herum. Vielleicht kommen uns auch wieder Spechte besuchen. Letztes Jahr konnte ich neben Buntspechten sogar einen Grünspecht beobachten. Den sieht man selten in der Stadt Zürich.

Besonders drollig sind auch die Eichhörnchen, die nach ihrer Winterruhe wieder häufiger über den Rasen hüpfen und Bäume rauf- und runterklettern. Allerdings kann man sie im Spätherbst viel besser sehen, weil die Bäume dann kein Laub tragen und sie auf dem Boden nach Nüssen und Samen suchen, um sie als Wintervorrat zu verscharren. Letztes Jahr konnte ich mehrfach bis zu drei Eichhörnchen gleichzeitig beobachten. Man sagt den Eichhörnchen nach, dass sie etwas vergesslich seien, was die Lage ihrer Vorratslager betrifft. Im Gegensatz dazu hat der Tannenhäher (er kommt in den Alpen und im Jura vor) ein Monstergedächtnis: Im Herbst sammelt jeder Vogel bis zu 100'000 Arven- und Haselnussensamen und verbuddelt sie in einigen Tausend Vorratsverstecken. Davon findet er bis zu 80 % wieder, auch wenn sie über einen Meter unter Schnee liegen!

Manchmal frage ich mich: Gleichen unsere Schülerinnen und Schüler eher Eichhörnchen oder Tannenhähern? Aber, das ist ja egal! Hauptsache, der Frühling kommt und mit ihm die wärmere Jahreszeit! ●

Agenda

Frühling / Sommer



März

- ~~4.-8.~~ Orchesterlager
- 8./9. Aufnahmeprüfung (unterrichtsfrei, SOL)
- 24. Aufnahmeprüfung mündlich (unterrichtsfrei, SOL)

April

- 2. Karfreitag
- 5. Ostermontag
- ~~19.~~ Sechseläuten (unterrichtsfrei)
- 20.-23. Arbeitswoche
- 26. Beginn Frühlingferien

Mai

- 10. Unterrichtsbeginn
- 10. Ausstellung «Speak Truth to Power», bis 18. Juni 2021
- 12. Wirtschaftsfrühstück*, Aula, 7.30 Uhr
- 13./14. Auffahrtsbrücke
- 18. Empfang Pensionierte*, 16 Uhr
- 19. Präsentationen IDPA H3
- 20. Präsentationen IDPA I3
- 24. Pfingstmontag
- 26. Unterrichtsschluss G4/H3/I3 Américaine (1. Klassen)
- 27. Beginn Abschlussprüfungen G4/H3/I3

Juni

- ~~11.~~ Homecoming Day, 18-22 Uhr
- 23.-25. Abschlussprüfungen mündlich G4/H3/I3 (unterrichtsfrei, SOL)

Juli

- 9. Sporttag Gesamtschule*, alle Klassen
- 8. Abschlussfest H3/I3*, Aula, 17 Uhr
- 9. Berufsmaturitätsfeier H4/I4*, Aula, 16 Uhr
- 15. Maturitätsfeier*, Kirche Neumünster, 17 Uhr
- 19. Beginn Sommerferien

August

- 23. Unterrichtsbeginn